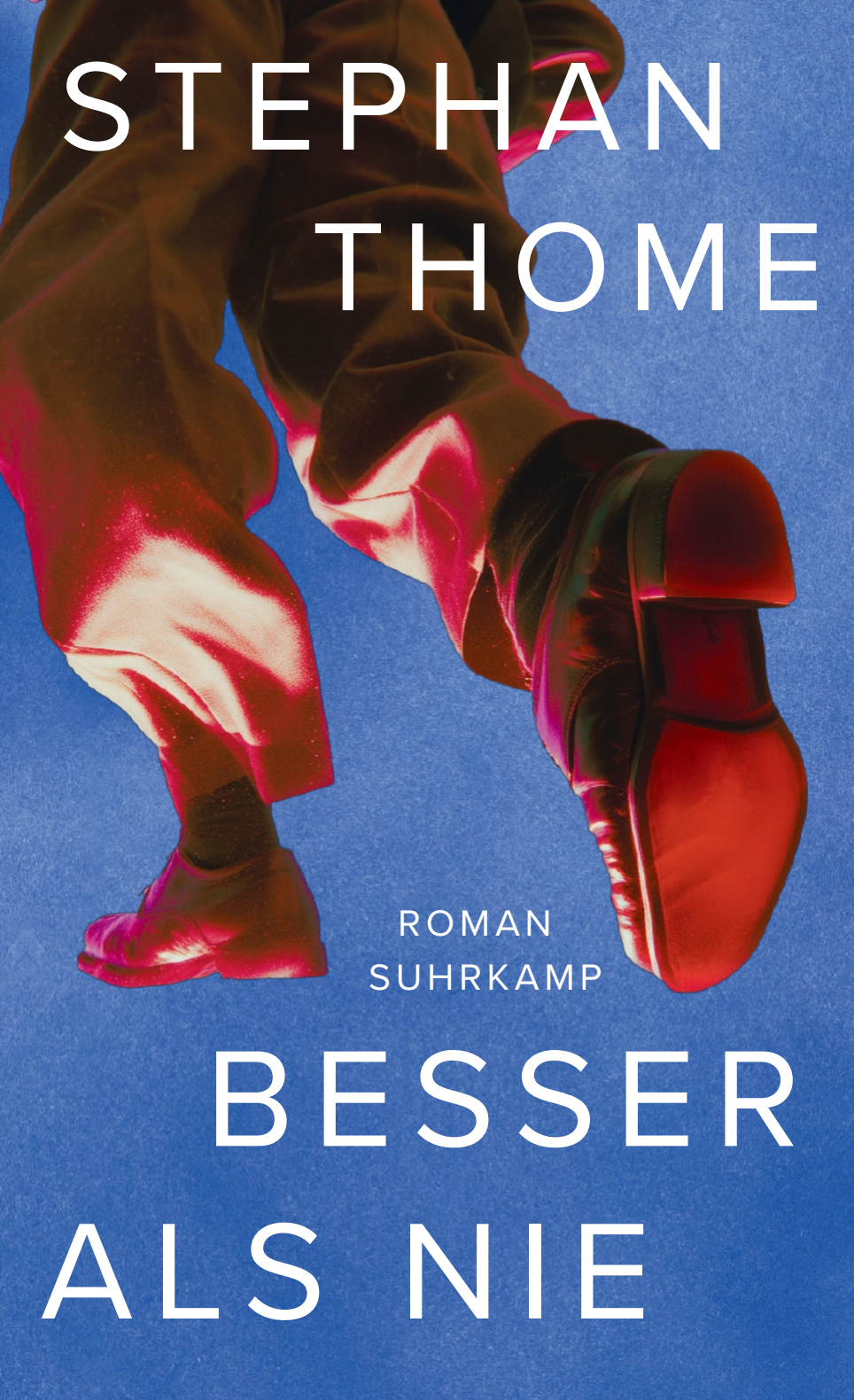




STEPHAN
THOME

ROMAN
SUHRKAMP

BESSER
ALS NIE

SV

Stephan Thome

BESSER ALS NIE

Roman

Suhrkamp

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des

Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg, mit Hilfe von KI

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43313-3

Suhrkamp Verlag GmbH

Torstraße 44, 10 119 Berlin

info@suhrkamp.de

www.suhrkamp.de

BESSER ALS NIE

Für meinen Freund Tobias Linzert

The fact remains that getting people right is not what living is all about anyway. It's getting them wrong that is living, getting them wrong and wrong and wrong and then, on careful reconsideration, getting them wrong again. That's how we know we're alive: we're wrong.

Philip Roth, *American Pastoral*

The past is always unpredictable.

Richard Flanagan, *First Person*

Erster Teil

DER STEIN DES
ANSTOSSES

Für ihn hat der Moment etwas Magisches. An normalen Tagen ist der Bergenstädter Marktplatz eine freie Fläche aus Kopfsteinpflaster und Parkbuchten, es gibt zwei Ladestationen für E-Autos, im Brunnen in der Platzmitte treiben aufgeschwemmte Zigarettenskippen. Patina bedeckt ein kegelförmiges Gebilde aus Stein, dessen Spitze zwei Soldaten mit Pickelhaube zieren. Um das Denkmal herum findet jeden Freitag der Wochenmarkt statt, und zu Beginn seiner Amtszeit hat sich Jürgen auf die Stufen des Brunnens gestellt, um seine Bürgersprechstunde unter freiem Himmel abzuhalten. Sogar bei Regen, der heute zum Glück nicht zu befürchten ist. Auch wenn die meisten Leute bloß ein Schwätzchen halten wollten, ihm ging es um ein Signal des Aufbruchs: Endlich wieder ein Bürgermeister, der sich kümmert, statt nur zu verwalten. Damals kam das bei seinen Mitbürgern gut an.

Heute allerdings ist kein normaler Tag.

»Eins, zwei, Test. Eins, zwei, Test«, hallt es zwischen den Häusern wider. Um kurz nach fünf Uhr sieht der Himmel aus, als würde die Sonne hinter einer Wand aus Papier aufgehen. Außer den Mitgliedern des Komitees sind lediglich ein paar Polizisten auf den Beinen, um die Absperrungen

entlang der Rheinstraße zu kontrollieren. Für die Ehrengäste steht ein mit Girlanden verziertes Podest bereit, wo Klaus-Uwe Kramer gerade das Mikrofon einstellt. »Gut so? Geht auch noch'n Ticken lauter.« Der Hausmeister des Städtischen Gymnasiums bekleidet beim Grenzgang zwar kein Amt, ist aber unverzichtbar. »Was jetzt?«, fragt er, weil niemand antwortet.

»Alles gut so«, ruft Jürgen in seine Richtung.

»Du hast ja 'ne kräftige Stimme, gell«, dröhnt es dreimal so laut zurück. Ein Mitarbeiter des Technischen Hilfswerks reckt lachend den Daumen.

Im Magen spürt Jürgen ein nervöses Grummeln. Wieder und wieder hat er seine Rede gehalten, allein zu Hause oder im Büro vor Frau Schneiders skeptischer Miene (»Ihre Augen kleben am Manuskript«). Mehrmals hat ihn mittendrin ein Hustenreiz überfallen, meistens an den Stellen, wo das Wort »Mohr« vorkommt. Dass die grüne Landrätin dem Fest wirklich aus familiären Gründen fernbleibt, glaubt im Komitee niemand. Bei den Landtagsabgeordneten gab es keine Absagen, alle Fraktionen werden vertreten sein, auch Grüne und SPD, obwohl die Jusos den Demonstrationsaufruf mitunterzeichnet haben. Der AfD-Vertreter hat jüngst auf Twitter bekräftigt, wie sehr er sich auf »dieses uralte und dennoch hochaktuelle Ritual der Grenzsicherung« freue.

Aus Traum und Nacht, da ist unser Grenzgang erwacht ... Seit Jürgen um halb vier aufgestanden ist, geht ihm die vertraute Walzermelodie durch den Kopf. Als Klaus-Uwe das Rednerpult verlässt, geht er rasch hinüber, um seinen Platz einzunehmen. Etwa fünftausend Menschen werden sich nachher vor ihm drängen, sogar der Hessische Rundfunk hat sich angekündigt. Inmitten der Ehrengäste wird er verfolgen,

wie die Gesellschaften einmarschieren, ehe der Bürgeroberst die Totenehrung leitet und alle gemeinsam das Trauerlied anstimmen. Dann kommt der Befehl ›Gewehr über!‹ (gemeint sind die Säbel der Offiziellen), und während der befolgt wird, muss der Bürgermeister vortreten und möglichst unauffällig sein Manuskript ausbreiten. Einmal tief durchatmen. Beide Hände seitlich ans Pult, den Blick auf die festliche Szenerie gerichtet. Lächeln und los!

Es ist die wichtigste Rede seines Lebens.

»Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger«, murmelt er, greift in die Innentasche seiner Uniform und erstarrt. Augenblicklich scheint der Platz vor ihm zu verschwimmen. Seine Gedanken beginnen zu rasen, jede Bewegung, die er heute Morgen gemacht hat, vollführt er im Rückwärtsgang noch einmal. Wie im Traum fliegt er den Gartenberg hinauf Richtung Hainköppel, die steile Einfahrt hoch und zurück ins Haus. Wo ist das verdammte Manuskript? Er brüllt und steht gleichzeitig schreckensstarr am Rednerpult, ohne ein Wort herauszubringen. Auf einmal ist der Platz voller Menschen, die miteinander flüstern und tuscheln. In aller Ruhe beginnt Klaus-Uwe Kramer das Mikrofon abzubauen. Linda Preiss reitet auf ihrem Pferd vorbei und winkt mit einer Hand, als wollte sie ihm sagen: Siehst du, das kommt davon ...

Dann schlägt er die Augen auf.

Hinter zugezogenen Gardinen dämmert der Morgen. Bis in die Kehle spürt Jürgen das beharrliche Klopfen seines Herzschlags, während Andrea neben ihm tief und fest schläft. Durch die gekippte Balkontür dringt Vogelgezwitscher herein, der Wecker auf dem Nachttisch zeigt kurz nach halb sechs. *Das Städtchen grüßt, und ein Zauber es umschließt ...*

Erleichterung überkommt ihn wie eine warme Welle. Am

liebsten würde er seine Frau wecken, um ihr den Traum zu erzählen, stattdessen schlägt er die Decke zurück und verlässt so leise wie möglich das Zimmer. Bei Janina und Noah ist noch alles ruhig. Ohne Licht zu machen, geht er nach unten und trinkt in der dämmrigen Küche ein Glas Wasser. Seit der Pandemie kriegt er nachts ab und zu Andreas Ellbogen in die Seite, weil er mit den Zähnen knirscht, aber so realistisch wie heute träumt er selten. In Wirklichkeit bleiben ihm noch drei Monate Zeit, um sich auf den großen Tag vorzubereiten. Von Protesten hat er bisher nichts gehört, toi, toi, toi.

Allmählich beruhigt sich sein Puls.

Durch die Terrassentür tritt er hinaus ins bläuliche Licht. Läuft barfuß durch taufeuchtes Gras und spürt die kühle Morgenluft wie Wasser auf der Haut. Sogar Linda Preiss kam in seinem Traum vor. Seit ihr Sohn die Kita im Rathaus besucht, sieht Jürgen sie gelegentlich, wenn sie ihn mittags abholt. Bisher hat sich keine Gelegenheit ergeben, ihr sein Bedauern darüber auszudrücken, wie die Sache mit der Reiterei gelaufen ist. Dass die wenigsten Gesellschaften über versierte Reiter verfügen, weiß jeder im Ort; sollte ein Tier plötzlich durchgehen, kann auf dem vollen Marktplatz alles passieren: Massenpanik, Tumult, Kinder, die im Gedränge zu Boden gehen ... Er hat bereits davon geträumt, dass Horden von Reportern ihn mit ihren Fragen bedrängen.

Ein Pfeifen im Tal kündigt die erste Regionalbahn an. Neunzig Seiten umfasst das Sicherheitskonzept des Festes, sogar Maßnahmen zur Terrorprävention werden mittlerweile von der Polizei verlangt. Sie müssen gleichzeitig effektiv und unauffällig sein, es ist genau wie in der Lokalpolitik: Im Grunde erfordert jedes Problem die Quadratur des Kreises. Soll er im Komitee noch einmal betonen, dass Reiterin-

nen seiner Meinung nach sehr wohl eine Option darstellen? Tradition hin oder her, Sicherheit geht vor.

Als vor dem Haus Schritte erklingen, tritt Jürgen zurück unter die Markise, die er gestern Abend vergessen hat einzurollen. Seit Monaten nimmt er sich vor, das Zeitungsrohr unten am Tor anzubringen, damit Luise Kramer mit ihren siebzig Jahren nicht die steile Auffahrt hinaufmuss. Reglos hört er zu, wie ihre Schritte verharren und sich langsam wieder entfernen. In Boxershorts und T-Shirt wird ihm allmählich kalt hier draußen.

Vor dem Kaltenberg wabern weißliche Dunstschleier. Sollte das mit dem Knirschen nicht besser werden, müsse wohl eine Schiene her, meinte sein Zahnarzt neulich. Es klang wie die Aufforderung, sich gefälligst am Riemen zu reißen, schließlich hat er genau gewusst, worauf er sich einlässt. Sechzig Prozent der Bergenstädter haben ihn nicht deshalb gewählt, weil sie ihn für einen brillanten Redner halten, sondern weil sie ihn kennen und ihm vertrauen – dass die SPD in ihrer Not eine Frau mit Doppelnamen aus der Rhön aufgestellt hatte, veranschlagt er mit maximal zehn Prozent.

Endlich geht das Quietschen von Luisens Handwagen im Vogelgezwitscher unter. Was ihr Sohn in seinem Traum zu suchen hatte, weiß Jürgen nicht, aber es passt; Klaus-Uwe mischt immer und überall mit. Sich über jahrhundertealte Gebräuche einfach hinwegzusetzen, sei ja wohl die pure Anmaßung, hat er im Grenzgangsverein gepoltert. Es klang, als hätte Linda eigenmächtig verfügt, sie werde im August als Reiterin mitwirken; in Wahrheit bestand ihr Angebot nur aus einer hingeworfenen Bemerkung im kleinen Kreis, so jedenfalls wurde es Jürgen zugetragen. Dass die Sache derart hohe Wellen geschlagen hat, muss mit ihrer Person zu tun

haben, selbst Andrea meinte einmal, der kleinen Prinzessin traue sie nicht über den Weg. Wahrscheinlich sei die nur deshalb nach Bergenstadt zurückgekehrt.

Nämlich weshalb, hat er gefragt und zur Antwort bekommen: Das wirst du schon sehen.

Eilig folgt er dem mit Basaltplatten ausgelegten Weg zur Haustür und nimmt den *Boten* aus dem Zeitungsrohr. Die Schlagzeile gilt der gestrigen Landtagswahl in NRW: Schwarz-Gelb hat die Mehrheit verloren, nun läuft es auf eine Koalition mit den überraschend starken Grünen hinaus. Damit kann er leben. Dass zum ersten Mal seit Beginn des Krieges mehr Menschen in die Ukraine zurückkehren als von dort fliehen, ist auch lokalpolitisch eine gute Nachricht. Den kleinen Hinweis am Rand, der eine Sonderseite im Lokalteil ankündigt, bemerkt Jürgen erst auf dem Rückweg ins Haus. »Frauen beim Grenzgang: So denken Bergenstadts Bürger«. Dank seines kurzen Drahts in die Redaktion hat er von der übereifrigen Volontärin bereits gehört. Inzwischen dürfte auch sie wissen, dass die Mehrheit im Ort anders tickt als eine aus Frankfurt stammende Nachwuchsjournalistin.

Noch einmal hält Jürgen inne, atmet die frische Luft ein und denkt: Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, liebe Gäste aus nah und fern, endlich ist es wieder so weit ... Dann schlägt er die Zeitung auf.

Mitte Mai steht ihr Garten in voller Blüte. Das Blattwerk der Kastanie wird dichter und verleiht dem Licht einen hellgrünen Schimmer, der den Rasen aussehen lässt wie frisch gesprengt. Außer dem monotonen Gurren einer Ringel-

taube sind heute früh keine Vögel zu hören. Finken und Rotkehlchen gibt es ohnehin kaum noch, ab und zu lässt sich ein Eichelhäher blicken, seltener der Grünspecht. Wenn Kerstin im Morgendämmer aufwacht – was viele Jahre lang die Regel war, dann die Ausnahme wurde und jetzt irgendwas dazwischen ist –, sieht sie manchmal ein Reh, das ihre Beete kahl frisst. Einmal ist sie hinausgelaufen, um es zu verscheuchen, aber statt beim Öffnen der Terrassentür die Flucht zu ergreifen, drehte das Tier nur kurz den Kopf und widmete sich wieder den Tulpen. Als wüsste es genau, dass eine Frau im Bademantel keine Gefahr darstellt. Mit vorsichtigen Schritten konnte sie sich bis auf wenige Meter nähern, ehe das Reh ihr wirklich Beachtung schenkte. Wir sind nicht mehr so scheu wie früher, schien sein Blick zu sagen, also denkt euch gefälligst was Neues aus. Kess wie ein Reh? Fünf oder sechs Tage ist es her. Im Tal erklang das Signal der ersten Regionalbahn, und der blasse Himmel sah aus wie Milchglas.

»Du frisst meine Tulpen«, sagte Kerstin leise. Auf dem hellbraunen Fell des Tieres lag ein ähnlicher Glanz wie auf der taufeuchten Wiese. »Unsere Nachbarn haben auch Blumen. Wie wäre es damit?«

Erst bei ihrem nächsten Schritt verfiel das Reh in einen hochmütigen Trab, blieb an der Grundstücksgrenze noch einmal stehen, als hätte es etwas vergessen, und verschwand. Nebenan wohnt eine junge Familie mit drei kleinen Kindern, einem Cockerspaniel und dem schönen Namen Unterderweide. Der Mann leitet ein mittelständisches Unternehmen im nahen Bad Laasphe, irgendwas mit Kunststoff, und besitzt die rätselhafte Angewohnheit, morgens im Garten Wasser zu lassen. Immer werktags gegen halb acht, zwischen zwei

Blautannen am Rand des Grundstücks, wo seine Frau einen Komposthaufen angelegt hat. Beim sonntäglichen Frühstück spekulieren Thomas und sie gelegentlich über die Gründe. Geht es ihm um das Naturerlebnis? Steckt er sein Revier ab, oder torpediert er das Bemühen seiner Frau um die heimische Biosphäre? Kompost verträgt allenfalls verdünnten Urin, nicht den ersten am Morgen, dessen hoher Harnstoffgehalt die Fermentierung behindert, sie hat das eigens noch mal gegoogelt.

Einer Laune folgend, streift Kerstin die Hausschuhe ab und geht barfuß hinab zu den Beeten. Rehe mögen Mangold, Stiefmütterchen und Petunien, nicht jedoch Zucchini oder Osterglocken. Seit sie allerdings auf dem Wochenmarkt jemanden klagen gehört hat, die Rehe hätten den ganzen Kohl weggefressen, fragt sie sich, ob auch Tiere allmählich individualistische Neigungen entwickeln, weg von der Uniformität der Gattung, hin zum persönlichen Geschmack. Ihr Reh nämlich rührt keinen Kohl an, heute scheint es überhaupt nicht hier gewesen zu sein. Einen Moment lang steht Kerstin still und spürt den Boden kühl unter den nackten Füßen. Das Gurren der Taube bricht so abrupt ab, als hätte sich das Tier verschluckt.

Montag, der 16. Mai, gestern war ihr sechzigster Geburtstag. Am Abend hat Thomas sie zum Essen ausgeführt und nach dem Probieren des Weins gesagt, in ihrem Alter müsse man wohl bescheiden sein. Typisch. Sie selbst bemüht sich weiterhin, zuerst das Positive zu sehen und vom anderen nur die wirklich gravierenden Dinge, deren es auf dieser Welt weiß Gott genug gibt. Die Diskussion um den Grenzgang gehört freilich nicht dazu, weshalb Kerstin nicht sagen konnte, warum sie sich letzten Freitag so weit aus dem Fenster ge-

lehnt hat. Ist sie deshalb heute schon so früh wach: wegen der Sonderseite des *Boten*?

Begonnen hatte es ganz unscheinbar: mit dem Entschluss, ihre ökologischen Bedenken Thomas' kulinarischen Vorlieben unterzuordnen (ausnahmsweise!) und auf dem Markt ein Stück Lachs zu kaufen. Notfalls auch ohne MSC-Zertifikat. Jeden Freitagvormittag dient der Bergenstädter Marktplatz als Standort für ein knappes Dutzend Verkaufsstände, die besseres Obst und mehr Käsesorten anbieten als die Discounter im Industriegebiet. Vor der Pandemie hat ihr Ex-Mann hier seine berühmte Freiluftsprechstunde abgehalten, die inzwischen wie unter seinem Vorgänger donnerstags im Rathaus stattfindet. Böse Zungen behaupten, Jürgen werde Heinrich Bösler überhaupt immer ähnlicher, aber das ist Ansichtssache.

Weil Räucher-Willy seinen Fisch verpackt, als praktizierte er Origami, bildet sich vor seiner Theke jedes Mal die längste Schlange. Als Vierte in der Reihe hatte Kerstin noch mindestens eine Viertelstunde Wartezeit vor sich. Beim Käsestand entdeckte sie zwei bekannte Gesichter und hob winkend die Hand, als neben ihr eine junge Frau fragte, ob sie vielleicht kurz Zeit habe.

»Sieht ganz so aus«, erwiderte Kerstin und rollte diskret mit den Augen.

»Lea Rammert«, stellte sich die junge Frau vor, Volontärin bei der Zeitungsgruppe Lahn-Dill, derzeit tätig in der Lokalredaktion des *Bergenstädter Boten*. »Sicher haben Sie von der Diskussion gehört, die vor einiger Zeit aufgekommen ist«, fragte oder vielmehr unterstellte sie hoffnungsvoll. »Über die Rolle der Frau beim Grenzgang. Ich sammle Stimmen für eine Sonderseite, die kommende Woche erscheinen soll.«